

Christian Wille

## „Rasse“ – „Verabschiedung“ eines Begriffs?

I. Das Besondere, aus meiner Sicht Instruktive an Schurigs Artikel ist, dass er nicht sofort auf eine Frage, die sich in den einschlägigen Debatten immer wieder in den Vordergrund schiebt, zuläuft: ob der Rassebegriff zu verabschieden sei. Stattdessen geht es ihm zunächst um bestimmte, miteinander nicht vereinbare, verschiedenen biologischen Paradigmen entspringende Begründungszusammenhänge, die ein widersprüchliches Bild ergeben: überholte typologische Rassenbegriffe, populationsgenetische Debatten um Varianz mit und ohne Verwendung des Rassebegriffs, eine ohne den Rassebegriff auskommende Taxonomie und eine wie selbstverständlich damit operierende Forschung an Zuchttieren. Volker Schurigs Argumentation läuft darauf hinaus, dass sich als evolutionstheoretische Verankerung von Rassendebatten eine Problematik rekonstruieren lässt, die – wie immer die Debatten um die Verwendung spezifischer Rassenbegriffe in den biologischen Einzeldisziplinen ausgehen und wie sehr sich die „Rassen“-Terminologie aus historischen und theoretisch-systematischen Gründen überlebt haben mag – eine nicht obsoleete biologische Kernbedeutung besitzt: die genetische Variabilität der Menschen.<sup>1</sup>

Obwohl ich die in den anderen Kommentaren vorgebrachten Kritiken weitgehend teile und sowohl die begriffspolitischen als auch die theoretischen Motive der „Verabschiedung“ des Rassebegriffs größtenteils überzeugend finde, möchte ich ein paar Anmerkungen machen, die die Vorstellung eines Fortschritts des biologischen Wissens, der die Frage nach biologisch begründeter Differenz aus dem mit dem Rassebegriff verbundenen Spannungsfeld entlässt, mit Fragezeichen versehen. Dazu nehme ich einige Funktionszusammenhänge in den Blick, in denen der Rassebegriff Bedeutung gewinnt, nicht um in die biologische Debatte ihr äußerliche Kriterien hineinzutragen<sup>2</sup>, sondern um die Frage zu verschieben auf

<sup>1</sup> Vgl. die Ausgangslage bei dem psychologisch problematischen Begriff der „Intelligenz“: Seidel 2004.

<sup>2</sup> Was in diesem Zusammenhang zu kurz kommt, ist die für diese Frage wesentliche problembezogene Untersuchung, in welcher Beziehung biologische Erkenntnisgewinnung zum gesellschaftlichen Prozess steht: einerseits mit Blick auf das biologische Wissenschaftssystem, die Abgrenzung des Erkenntnisgegenstandes und die diesbezüglich entwickelten Objektivitätskriterien; andererseits unter der Fragestellung, inwiefern in Form von Begriffsübernahmen, Bedeutungsüberschüssen, Rückprojektionen bestimmte Denkformen zwischen biologischen Erklärungs-

die Übersetzung verschiedener biologischer und ‚sozialer‘ Rassenbegriffe. Der Hintergrund meines Nachfragens ist der, dass mir bei der Debatte eine doppelte Unschärfe vorzuliegen scheint. Sie eröffnet einen Raum, in dem sowohl neue biologische Konzepte entstehen als auch biologistische Denkformen sich konturieren: eine Unschärfe im biologischen Wissen selbst, wo mit dem Übergang vom typologischen zum populations- und molekulargenetischen Denken ein neues Verständnis und eine andere Bedeutung von Varianz sich durchsetzt – und ein Begriff von Rasse fällt; und im Selbstverständnis und in den Praxen eines in Konkurrenzverhältnissen zerrissenen globalen Kapitalismus, der auf die Funktionsstelle der rassistischen Diskurse bei der Reproduktion seiner antagonistischen Strukturen und Herrschaftsverhältnisse nicht verzichten kann.

II. Dass der Begriff Rasse schon eine „Ein- und Ausgrenzungsfunktion“ realisierte, bevor er in die Biologie eingedrungen ist, dass er als Element von Rassenbiologie dem imperialistischen Machtzugriff, in Verbindung (nicht nur) mit dem Antisemitismus der nazistischen Vernichtungspolitik eine pseudowissenschaftliche Grundlage verliehen hat, ist vielfach untersucht worden. Das typologische Rassenkonzept ist im Rückblick aufgrund der ihm zugrunde liegenden Idealtypen als unmittelbar funktional zur Bildung (rassistisch-)hierarchischer Wahrnehmungen, für Auf-/Abwertungen entlang ‚erkennbarer‘ Merkmale, aufgefasst und zunehmend abgelehnt worden.<sup>3</sup> Ein wesentliches Argument der mit den populationsgenetischen Modellen einsetzenden Kritik der typologischen Rassebegriffe, die zu ihrem Bedeutungsverlust führte, stützt sich auf die aus dieser Perspektive feststellbare größere Varianz vermeintlicher Rassemerkmale innerhalb von Populationen als zwischen ihnen sowie auf die Konfundierung morphologischer und genetischer Merkmale.

Nun wäre eine erste Frage, in welcher Weise dieser neue Bezug auf Varianz, der Abstand nimmt von morphologisch gebildeten Durchschnittswerten und der sich etwa auf die relative Häufigkeit homologer Gene bezieht, selbst wieder für Kategorisierungen genutzt wird und wie dabei biologische und soziale Bedeutungen aufeinander treffen. Ob der Rasse-

---

modellen, sozialtheoretischen Diskursen und alltäglichen Denkfiguren zirkulieren und welche gesellschaftlichen Funktionen und Interessen in den Wissenschaftsrahmen Biologie hineinreichen bzw. auf ihn einwirken.

<sup>3</sup> Wobei sich schon beim Antisemitismus zeigt, dass eine solche ‚Erkennbarkeit‘ nicht unmittelbar gegeben ist, sondern Stigmatisierungen, Stereotypisierungen, Identifizierungen verschiedener Art (bis hin zum gelben Stern) organisiert und mit dem Phantasma einer „Zersetzung des Volkskörpers“ verbunden werden müssen.

begriff hierbei *biologisch* eine Rolle spielt, hängt in der Tat, wie Volker Schurig schreibt, davon ab, ob er innerhalb des populations-/molekulargenetischen Paradigmas in den entsprechenden Unterdisziplinen wieder Kohärenz gewinnen und eine „Erkenntnisfunktion“ realisieren kann – bzw. durch andere Konzepte ersetzt werden kann; dies findet natürlich nicht außerhalb der Wissenschaftskulturen statt, wobei im angelsächsischen Raum sowohl „race“ eine andere Bedeutung hat, als auch die Forschungen zur Vererbungslehre historisch andere Anstöße erhalten haben (nicht unabhängig von den politischen Traditionen). Vor dem Hintergrund der Genetik-Debatte scheint es nicht unwahrscheinlich, dass an diese Stelle ‚dynamischere‘, an der Schnittstelle von Genen und ‚Lebensstil‘ ansetzende, gewissermaßen ‚individualistischere‘ Modelle treten (vgl. Lux 2012, 246ff.).

Einiges spricht dafür, dass der Signifikant „Rasse“ seine biologisch-wissenschaftliche Stellung verloren hat (mit Ausnahme der Tierzucht). Nimmt man das weitere (gesellschaftliche) Begriffsfeld in den Blick, wird aber sogleich klar, dass das Rassendenken immer schon mit einer fraglichen wissenschaftlichen Validität des Rassebegriffs verbunden war. Schon für das typologische Modell gilt: während einzelne morphologische Merkmale mittels Durchschnittswerten als empirisch gesicherte Verteilungen dargestellt werden können (wobei mit solchen Merkmalen noch keine Kategorie Rasse begründet ist), ‚funktioniert‘ der (‚soziale‘) Rassendiskurs gerade über die Wahrnehmung der Abweichungen von der Norm als Ideologie: „Die einzelnen werden als Abbilder immer hinter dem Vorbild zurückstehen, werden ihm etwas *schuldig* bleiben.“ (Haug 1986, 62) Historisch trug die mangelnde Konsistenz und die Umstrittenheit der Rassenkategorien dazu bei, deren hierarchischen Druck nach ‚innen‘ wirksam zu machen, indem ‚inferiore‘ und ‚gefährliche‘ Subjekte im Innern identifiziert werden: ein Beispiel ist die ‚Minderwertigkeit‘ der Iren während der englischen Kolonialherrschaft. Interessant ist, dass auch der vergleichsweise spät aufgekommene Ausdruck „Rassismus“ „zum ersten Mal auf Ideologien angewendet wurde, die hasserregende Unterscheidungen innerhalb der ‚weißen‘ oder kaukasischen Rasse trafen“ (158). Der ‚ideologische Kampf‘ gegen „Rassismus“ richtete sich zunächst gegen die Doktrin der ‚nordischen‘ Überlegenheit im Europa des Ersten Weltkriegs (vgl. die Belege bei Fredrickson, 2004, 160ff.) – während dieselben Kritiker in Bezug auf Schwarze und Juden mitunter wieder Rassenunterschiede und Überlegenheitsansprüche geltend machen konnten (163). Die Verbindung zum Rassendenken war bei diesen Kritiken weder im Hinblick auf einen biologischen noch einen soziologischen Rassenbegriff durchschnit-

ten. In der schwarzen US-Bürgerrechtsbewegung taucht der Rassenbegriff auf der Seite der Unterdrückten auf, die ihn brauchen, um den Mangel an Wahrnehmung ihrer Unterdrückungserfahrungen zu kritisieren.

III. Etienne Balibar geht in seinen Rassismus-Analysen davon aus, dass es ohne (rassistische) „*Theorie(n) keinen Rassismus*“ gibt (1998, 25). Ihre Funktion, so Balibar, erfüllen diese Theorien, indem sie „die Art und Weise nach[ahmen], in der der wissenschaftliche Diskurstyp ‚sichtbare Tatsachen‘ auf ‚verborgene‘ Ursachen zurückführt“, sie bilden so „die Vorhut einer spontanen Theoriebildung“ innerhalb der Massen. Im Rassismus vermische sich „auf eine unlösliche Weise die zentrale Funktion der *Verkennung* [...] mit einem ‚Willen zum Wissen‘ [...], d.h. mit einem heftigen *Begehren nach Erkenntnis*, nach einer unmittelbaren Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse.“ (25f) Rassentheorien sind (historisch) ein wichtiges Scharnier (gewesen), um diese gesellschaftliche Funktion mit dem biologischen Diskurstyp zu verkoppeln – die Determinanten des Rassismus sind jedoch gesellschaftlich, historisch, kulturell. Während der Rassismus eine notwendige Beziehung zum Nationalismus unterhält, hat er, wie Balibar zeigt, in dem Sinne „nichts mit der Existenz von objektiven biologischen ‚Rassen‘ zu tun“ (49), dass die für ihn wesentliche Naturalisierung von Gesellschaftlichkeit auch „neo-rassistisch“, durch Vorstellungen irreduzibler kultureller Differenz oder Ethnizität, geleistet werden kann (28ff. – wobei Balibar schon im Antisemitismus eine v.a. kulturalistische Form sieht, 32). Wenn hier die ‚Wissenschaftlichkeit‘ eher durch ‚soziologische‘ und ‚psychologische‘ Merkmale und Denkfiguren nachgeahmt wird (z.B. Familienstrukturen, Geburtenraten, ‚Leistungsorientierung‘, ‚Toleranzschwellen‘), so erlaubt dies nicht nur eine flexiblere Artikulation mit den vielfältigen Ungleichheitsdimensionen und Hierarchien der Nationalstaaten des 21. Jh. (z.B. Bildung), die in globalkapitalistischer Konkurrenz zueinander stehen und in denen Kapitale, Technologien und Bevölkerungen zirkulieren, sondern eröffnet auch ein neues Feld für Biologismen, die in den differenzialistischen Rassismus integriert werden können.

Mit der Kritik, dass anhand der Verteilungsmuster der Gene keine Rassen als klar abgegrenzte, geographisch isolierbare Gruppen beschrieben werden können (weil sie sich nie als solche herausgebildet hatten oder stark vermischt haben), sind biologische Rasseneinteilungen massiv begründungspflichtig, instabil, kompliziert, vielleicht nur noch innerhalb zusätzlicher Erklärungskonstruktionen haltbar geworden. Mir scheint für die Frage nach einer Haltung zu dieser Problematik für kritisch-psycho-

logische Analysen wichtig, sich klarzumachen, dass mit solcher Kritik dem Rassendenken keineswegs der Boden entzogen ist und dass die Abgrenzung von Biologie und Biologismus immer wieder erarbeitet werden muss; dass die Fronten nicht durch das ‚Erledigen‘ von Begriffen fest gestellt werden, sondern die Problematiken auf den verschiedenen Ebenen rekonstruiert werden müssen. Selbst wenn wir nicht mehr „Rasse“ sagen und uns frei wähnen von (Wert-)Zuschreibungen, verschwindet nicht die den typologischen Rassenbegriff kennzeichnende kategorisierende Wahrnehmung: Mode, Werbeplakate, Musikvideos arbeiten wie selbstverständlich mit entsprechenden ‚Typen‘. Relevante Anschlussfragen wären: Gibt es ein „Denken in Rassenkategorien“, das „nicht notwendig Ungleichheit oder Hierarchie“ einschließt (vgl. Fredrickson 2004, 156), also nicht in Rassismus umschlägt? Wie verändert sich die von Typologisierungen ausgehende Wahrnehmung, vermischt sich mit neuem Pseudo-/Wissen um genetische Fragen, vor dem Hintergrund, dass naturalisierte Unterschiede dominant „kulturalistisch“ ausgedrückt werden – und dabei wieder biologisch untersetzt werden? Wie werden, um zwei neo-rassistische Stereotype der deutschen bzw. der amerikanischen Debatte aufzugreifen, bei der „türkischen Unterschichts-Familie“ oder der „alleinerziehenden, Sozialhilfe beziehenden schwarzen Mutter“<sup>4</sup> – beides verweist auf die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse – „sichtbare Tatsachen“ und „verborgene Ursachen“ mit biologistischem Unterton konstruiert und verknüpft? Wenn hier nicht mehr die Konstitution von Rassen und eine genau abgrenzbare Zugehörigkeit im Vordergrund steht, so doch die Rückführung von Verhaltensweisen auf naturalisierte Dispositionen und die Typenbildung; überall finden sich nach dieser Vorstellung „biologische (und biopsychische) Ursachen und Wirkungen von Kultur“ (Balibar 1998, 35), von der Intelligenz über das Gesundheitsverhalten bis zur Aggressivität.

---

<sup>4</sup> In Lee Daniels Film „Precious“ (2009) werden alle diese Klischees in einer Figur zusammengelegt: Precious ist schwarz, dick, HIV-positiv, hat ein behindertes Kind – und träumt von einem hellhäutigen Freund, dem sie schlank, und selbst mit heller Hautfarbe, in die Arme rennt. Der Film zeigt, wie sie lernt, wofür sie kämpfen wird. – Ronald Reagan hat 1976 die abwertende Bezeichnung welfare queens in Umlauf gebracht.

*Literatur*

- Balibar, É. (1998). Gibt es einen Neo-Rassismus? In: *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten* (S. 23-38). Hamburg-Berlin: Argument.
- Ders., (1998). Rassismus und Nationalismus. In: Ebd. (S. 49-84).
- Fredrickson, G. (2004). *Rassismus. Ein historischer Abriss*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Haug, W. F. (1986). *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus*. Berlin/W: Argument.
- Lux, V. (2012). *Genetik und psychologische Praxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Seidel, R. (2004). Intelligenz. In: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 6/II (Sp. 1308-1317). Hamburg: Argument.